Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

46 (24.2.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Hof- und Straßensänger

Wer sich heute auf der Wanderschaft befindet, hat in seltenen Fällen sie erwählt, um sich im erlernten Berufe weiter zu bilden. Diese zwei Millionen Männer, die Deutschland von einem Ende zum andern durchziehen, sind vielfach Ausgesteuerte, dann solche, die ihren Eltern, ihrer Heimat nicht lästig werden möchten, jene, die keinen Unterstützungswohnsitz haben und leider auch die, welche elternlos und heimatlos sind. Gewesene Meister, Frontkämpfer, zünftige Gesellen sind in der großen wandernden Legion; Studenten, Künstler und Kaufleute geben ihr einen akademischen Anstrich.

Man trifft den 16jährigen, der meerwärts strebt, um Schiffsjunge zu werden, und dann sich glücklich preist, wenn er im Kuhstall eines Mecklenburger Bauern landet. Den 70jährigen bestaunt man, der lieber von einer Herberge zu andern pilgert, als in einem Armenhause seine Wahlstatt, nach einem Leben voll Kampf und Elend, zu finden.

Viele Wanderer haben sich einen ambulanten Kaufladen angeschafft, sie hausieren mit notwendigen, kleinen Bedarfsartikeln. Andere malen Postkarten, Schwarz-Weiß-Manier, verwenden Schablonen, um mehr liefern zu können, so daß ihre Arbeit fabrikmäßig wird. Diese Maler beschäftigen nebenbei noch ihre Verkäufer der Karten. Die Hälfte des Verdienstes wird dem Verkäufer geteilt. Wieder andere haben Trios eingeübt, die von ihnen auf Straßen, in den Höfen der Mieskasernen mit Lauten- und Gitarrenbegleitung vorgetragen werden. Und sonderbar: wessen Herz hinern wurde durch die Notjahre hindurch, opfert noch etwas, wenn solch ein Trio unter seinem Fenster singt. Da löst sich jede Härte; denn die gewählten Lieder werden derart vorgetragen, die Stimmen sind derart geschult, daß auch der Unempfindlichste, der Verrohteste, der Stumpfsinnigste einen Fünfer, einen Groschen den Sängern reicht.

Ein halbblinder 70jähriger Bergmann, ausgestattet mit einem kräftigen Bariton, barhäuptig, sein Gesicht umrahmt mit einem eisernen Kaiser-Franz-Josephs-Bart, dürftig gekleidet, verstaubt die Schuhe, singt seine Lieder vom Unglücksschacht, von Bergmannslos und -Waisen. Dann jene Weisen von der Liebe, Lust und Leid. Er sammelt nicht ein, das besorgen die ihn begleitenden Kinder. Langsam geht er weiter im Trauermarschtempo. Seine Hauptharre werden vom Sturm zerzaust, gleich weißen Fähnlein flattern sie um sein Haupt. Doch er singt immer weiter. Mag der Schupo dort an der Kreuzung stehen — festnehmen wir er den Sänger nicht, vielleicht verscheuchen nur. „Nun ja, da geht man in ein ander Revier. Aber mein g'hert d'ganz Welt!" sagt er. Der Fritz stammt aus Niederösterreich. Dort unten verwaltet ein Sohn des Alten kleines Besitztum. „A klanes Häuserl ist's, i geh' halt alle zwoi Jahr' dorthin, schaug'n ob mein Soahn den Goarten im Schuß hot. Sunsten woh'n i bei meiner Tochter hinter Hamburg. In Breslau hab' i au en Suhn, den b'such i jetz. Kann doch nit g'langa, daß meine Kinder für mi sorgen, wi i noch so stabil bin un noch jo schallern kann. Alstern schaller ich mei Reis'geld zusamm und a mein Kost- und Logisgeld für mei Tochter hinter Hamburg. Also gebt's Acht!" Und er sang die wehe Weise von der Jugend, die schön war und nimmer kommt. So schleppt sich der Alte schon zehn Jahre durch die Welt und wehe dem, der ihm zur Stube, zum Ausspann ratet.

Drei junge Wanderer ziehen durch die Stadt. Jeder spielt ein Instrument, und ihre Stimmen sitzen. Wie oft mögen sie geübt haben, bis sie hof- und straßenfähig waren. Sie singen von Freiheit, Lenzesmorgen, Frauentreue, Kämpfermut, von deutschen Bergen und Tälern, vom betrogenen Meister zu Frankfurt am Main, vom Sandwirt und der Loreley. Die Fenster sind geöffnet; selbst aus der Armut gardinenlosen Fenstern fallen Münzen herab. Das ist kein Tingel-Tangel. Und mancher Klimbimverein wäre froh, sein schmalziges Programm mit dem Schmelz der Straßensängerstimme auffrischen zu können. Doch dazu wären die Sänger zu schade. Ja, vielleicht sind es die deutschen Wanderer, denen man einst nachrühmt: sie haben in den Zeiten der Schlager das deutsche Volkslied gerettet und geborgen.

K. S.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Zum erstenmal: Das Herz.

Pfitzner ist unter den modernen Komponisten ein Rückschrittler. Er ist bewußt konservativ und die fanatische Einseitigkeit, mit der er seine Ideen propagiert, hat ihm viele Gegner gebracht. Trotzdem kann man an Pfitzner nicht vorbeigehen. Er ist eine starke, eigenwillige und in sich abgeschlossene Persönlichkeit, deren festgegründete und im Wesen des Komponisten verankerte Weltanschauung Achtung abnötigt. Es ist die Tragik Pfitzners, daß er als Epigone Wagners sich von seinem Vorbild nicht lösen konnte, während die Welt mit Riesenschritten sich auch auf der Bahn der Kunst vorwärts bewegte. Selbst der eigensinnigste Kopf kann nicht durch die Wand. Die deutsche Ethik und die deutsche Romantik, zu deren Wiedererwecker sich Pfitzner machen will, gehören dem Ueberbau einer vergangenen Zeit an.

Wir Gegenwärtigen, auf die das Erlebnis des Krieges klärend gewirkt hat, haben zu dieser Ethik und Romantik kein Verhältnis mehr. Wir wissen, daß uns das Suchen nach der blauen Wunderblume nichts helfen kann, sondern daß Wirklichkeitsnähe, Nüchternheit und Sachlichkeit die erste Vorbedingung sind, um die Schwierigkeiten der Gegenwart zu überwinden. Die Ethik Pfitzners scheint uns bar jedes natürlichen Fundaments. Schon das Erstlingswerk des Komponisten „Der arme Heinrich" krankt für uns an dem unheidischen Gebaren des ausjätzigen adeligen Ritters, der das Opfer des unschuldigen Kindes seiner Dienstleute annimmt, um von seiner Krankheit erlöst zu werden. Ebenso unverständlich ist uns im jüngsten Werk Pfitzners, in seinem „Herz" die Zumutung des Textdichters Hans Mahner-Mons an das Publikum, zu glauben, daß es durch schwarze Magie dem Doktor Athanasius gelingen soll, nicht sein eigenes, sondern ein ihm gänzlich fremdes unschuldiges Herz dem Teufel zu verschreiben. Ueberhaupt werden an die Glaubenswilligkeit der Zuhörerschaft unerfüllbare Forderungen gestellt. Die Verwicklung der Handlung resultiert aus dem unglücklichen Zufall, der den der Magie verfallenen Doktor aus dem Herzensteich gerade das Herz der ihn liebenden Helge von Laudenheim herausfischen läßt. Dieser Zufall scheint allzu unwahrscheinlich. Wo aber Glauben und Verständnis fehlen, hört das Mitfühlen auf. So lassen die Vorgänge auf der Bühne und die die Handlung tragenden Gestalten den Zuhörer vollkommen kalt. Der mittelalterliche Hokuspokus verfängt heute nicht mehr. Es scheint beinahe, als ob Pfitzner und sein Textdichter das selbst gefühlt hätten, denn sie arbeiten mit den stärksten theatralischen Mitteln. Sie bringen eine langatmige Geisterbeschwörung auf die Bühne, die im Zuhörer Reminiszenzen an die Wolfsschlucht wachruft und führen das Publikum ins Traumreich ein, wo die glühenden, unerlösten Herzen der schlafenden Menschen tanzen. Am Schluß der konstruierten und unglaubwürdigen Handlung — Helge läuft ein Jahr lang ohne Herz herum — gibt es eine Apotheose: der Astralleib der des Herzens beraubten Helge erscheint. Durch Gottes gnadenvolle Fügung kommt sie wieder in seinen Besitz und sie und der schwarze Magierdoktor gehen in die Ewigkeit ein. Ein Erlösungsdrama im Sinne Wagners! Nur daß ihm die innere Wahrheit fehlt, die den Werken des großen Dichterkomponisten des letzten Jahrhunderts in so hohem Maße eignet. Obwohl Pfitzner nicht sein eigener Textdichter ist, kann man die Wahl des Stoffes, den er sich für sein jüngstes Musikdrama ausgesucht hat, auf seine Initiative zurückführen. Daß die textliche Bearbeitung mangelhaft ist, dafür kann man Pfitzner nicht verantwortlich machen. Es ist aber ein altes Gebot, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll. Wer es doch tut, muß gewärtig sein, daß er ihm ins Handwerk pfuscht. Die schwarze Magiekunst, der sich der 63jährige Komponist verschrieb, hat seinem jüngsten Werk keine Zauberkraft verliehen.

Man hört aus der Herz-Partitur heraus, daß es Pfitzner wie immer auch hier drängte, etwas Außergewöhnliches zu schaffen. Er stellte einen ganz großen Orchesterapparat in Dienst und benützte noch dabei technische Instrumente, die sonst nicht in einer Partitur aufgezeichnet sind. So wird die Ankunft des Teufels mit wenig angenehm klingenden Sirenegeheul kundgetan. Als Illustrator hat sich Pfitzner schon im Palestrina durch seine mit stärksten Mitteln auftragende Instrumentation hervorgetan. Das Vorspiel zum Mummenschanz im dritten Bild der Herz-Partitur ist dagegen ein Pfitzner aus der alten Schule, hier zeigt er ein eigenes Gesicht. Die deklamatorische Behandlung der Singstimme, die musikalischen Gewandungen und Untermalungen, in die er seine Gestalten hüllt, verraten die Meisterhand. Doch können einzelne Schönheiten und klangprächtige Teile des groß angelegten Musikdramas nicht über seine Schwäche hinwegtäuschen. Sie ist in erster Linie in ihrer Langatmigkeit begründet, besonders in den zwei ersten Bildern, wo dieser Partitur ein frischer Herzschlag fehlt. Neuartiges bringt Pfitzner in seinem jüngsten Werke nicht. Das nimmt umso mehr wunder, als man nach seinen polemischen Schriften gegen die Unfruchtbarkeit der Moderne erwarten mußte, daß er ein Werk schaffen würde, das die grundlegenden Absichten seines Schöpfers voll zum Ausdruck bringen würde und als Standardwerk der von ihm vertretenen Richtung zu gelten hätte. Was nun Pfitzner eigentlich gewollt hat, ist aber aus dieser Oper nicht zu erkennen. Gleich den Modernen hat auch er viel Kompliziertheiten in seiner Partitur, da aber das Ohr sich rasch an diese Ausdrucksarten gewöhnt, fallen sie nicht mehr sonderlich auf. Das beständig polyphone Gewebe wird zeitweise von Soloinstrumenten unterbrochen, die die auf starke Effekte eingestellte Musik wirksam unterbrechen. Trotzdem ist der Gesamteindruck dieser Musik keineswegs nachhaltig.

Pfitzner gehört sicher zu den markanten Komponisten seiner Zeit. Trotzdem sollte man heute ein Werk nicht allein um den bekannten Namen seines Schöpfers willen aufführen. Das „Herz" wird sich ebenso wenig auf dem Spielplan halten, wie „Der arme Heinrich" und „Die Rose im Liebesgarten". Es hätte wohl genügt, wenn die Oper an einem der süddeutschen Theater aufgeführt worden wäre und man sie als Austauschwerk den andern Bühnen zur Verfügung gestellt hätte. Will man die Oper in Deutschland erhalten, wird man sich endlich zu diesem Austausch bequemen müssen. So aber wurde das „Herz" in Freiburg, Mannheim, Stuttgart, Karlsruhe erstaufgeführt und um des Prestiges der eigenen Darbietung willen viel Kraft, Zeit und Geld verschwendet.

Die Kraft auch unserer Sängerinnen und Sänger. Es muß ein niederdrückendes Gefühl für die Künstler sein, wochenlang sich mit Rollen beschäftigen zu müssen, von deren Unwirksamkeit sie im voraus überzeugt sind. Trotzdem wurde das Werk sorgsam einstudiert. Obwohl Adolf Schöpflin seiner Stimmlage nach nicht für die Rolle des Athanasius geeignet ist, verkörperte er die Gestalt mit starker Innerlichkeit und guter schauspielerischer Routine. Ellen Winters klarer fülliger Sopran und ihr behendes Spiel kam der Rolle des Wendelin sehr zu statten. Ein reizendes Hoffräulein war Else Blank als Helge von Laudenheim. Ihr natürlicher Charme und die frauliche Weichheit ihrer Gestaltung gewannen ihr viel Sympathien. Die Rolle des Teufels, in Civil Asmus Modiger, wurde von Theo Strack scharf profiliert, sein voluminöses Organ kam voll zur Geltung, zumal es noch in den Geisterszenen durch den Lautsprecher verstärkt wurde. Die übrigen Rollen sind wenig dankbar. Sie bilden nur Staffage. Elfriede Haberkorn und Viktor Hospach, als Herzogspaar und Robert Kiefer als junger Kavalier widmeten ihnen ihre besten Kräfte. Die Träger einer Reihe kleiner Rollen fügten sich gut in das Spiel ein. Bühnenbild und Kostüme der um das Jahr 1700 spielenden Oper zeigten ein geschmackvolles Barockbild. Die technischen Schwierigkeiten bei den Geisterszenen waren alle glücklich gelöst. Generalmusikdirektor Krips leitete das teilweise komplizierte Werk mit großer Umsicht. Das Publikum nahm die Erstaufführung freundlich aber sichtlich ohne starke innere Anteilnahme auf.

St.

Badisches Landestheater. Vorstellungen der Woche sind — außer einer Sondervorstellung des Singspiels „Im weißen Rößl" für die Volksbühne am Donnerstag, 25. Februar, — die erste Wiederholung des Dramas für Musik „Das Herz" von Hans Pfitzner am Freitag, 26. und des „Troubadour" von Verdi am Samstag, 27. Februar. Am Sonntag, 28. Februar findet eine Nachmittagsaufführung des Singspiels „Im weißen Rößl" statt; abends wird Lortzings „Wildschütz" wiederholt. Im Konzerthaus geht die Operette „Der Vetter aus Dingsda" bereits zum fünftenmal in Szene. Die erste Wiederaufführung von Schillers „Wallensteins Tod" ist auf Mittwoch, den 2. März angesetzt.

Jaoë jaoë 22

Taifun über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtneker

Der Schweiß tropfte Duval von der Stirne. Sein Kragen war gänzlich durchweicht. „Ich glaube —" brachte er mit stockender Stimme hervor „— Mister Y. zu kennen. Das glauben natürlich einige, aber ich — ich kenne ihn bestimmt."

„Das bildet doch für Sie bloß einen Vorteil."

„Ich glaube nicht." Duval sprach immer unsicherer.

„Ich wollte, ich wäre bereits so weit, wie Sie, mon Chef."

Der Polizeichef warf einen kurzen, aber eindringlichen Blick auf Marin.

Marin hielt die Unterhaltung bereits für geschlossen. Wollte aufbrechen.

Duval sah sehr ermüdet aus. Er machte den Eindruck, als zerfiele er im Augenblick zu einer Jahrtausende alten Mumie. Gelb und wächsern hing die Haut an seinen Knochen. Die Finger waren gespreizt und dürr, die Knie haltlos und weich. Ein leises Zucken ging durch den ganzen Körper. Mit letztem Aufwand ersterbender Kräfte und einer Stimme, die hohl und heiser klang, bat er Marin, noch kurze Zeit zu verweilen. Dann schleppte er sich in einen Nebenraum. Marin kannte diesen Zustand an Menschen, nur an Duval war er ihm bisher fremd geblieben. Sieht dieser überkultivierte Mensch, dieser von Natur aus vorbestimmte Repräsentant der Zivilisation nicht wie ein Kuli aus, dachte er.

Einige Minuten verstrichen. Marin hatte unterdessen Zeit gefunden, genau zu überlegen und sich einen Plan zurechtzulegen. Mr. Y. — das wollte ihm nicht aus dem Kopfe. In seinem Unterbewußtsein dämmerte es. Die letzten Worte Mr. Smiths sprachen wieder laut und eindringlich auf ihn ein. Die unsichtbare Stimme verstärkte sich. Die Gedanken wurden dichter und dichter, begannen Form, eine ganz kleine Form anzunehmen.

Da kam der Polizeichef zurück; frisch, gesund, mit dem lebensfunkelnden Antlitz eines Welteroberers. Sein Gang war elastisch, die hochgewachsene Gestalt aufrecht, imponierend. Obwohl Marin, diese jähe Verwandlung vorausahnte, war er dennoch verblüfft. Duval sprach mit außerordentlicher Lebhaftigkeit. Er bat Marin, mit ihm zu kommen.

Vor dem Polizeipräsidium in der Futschow-Road stand das Auto. Der Polizeichef bot Marin den Platz zu seiner Rechten an. Es ging sausend durch die Stadt.

Marin war nahe daran, Duval mit dessen eigenen Worten zu begegnen: „Die Unbestimmtheit in diesem Lande reicht so weit, daß man sich ununterbrochen in Irrtümern ergeht." Und: „Man lebt hier wie auf einer Schaukel." Er hätte ihn verstanden, der Mann, dessen Äußerlichkeit — das, was sein Leben bestimmte — den größten Irrtum für seine Umgebung bildete. Marin wäre befriedigt gewesen von dieser Art Genugtuung. Doch er war bedachtsam, zielbewußt.

Duval hatte seine Gedanken erraten. Mit leiser, aber fester Stimme fragte er Marin: „Glauben Sie nun, daß ich Mr. Y. kenne?"

Marin verstand nicht. „Ich habe nicht daran gezweifelt."

„Sie hielten diese Bekanntschaft für einen Vorteil —"

Jetzt erst begriff Marin den Sinn der Worte Duvals.

China, der menschenverzehrende Ichthyosaurus. Und Y.? Natürlich lebt Y. In mehr als Millionen Menschen. Und sein Atem streicht giftig über das Land. Ein gefährlicher Feind. Denn er kämpft mit den Waffen seiner Gegner.

Vor den beiden Männern tauchten die 10—15 Stock hohen Pagoden der Chinesenstadt auf.

Schwindelhaft, bizarr, gigantisch steilten sie sich gegen den blauschwarzen Nachthimmel. Hatten die Form vieler aufeinander gestülpter Chinesenhüte zu einer Pyramide. Unter den Hüten waren die Gesichter versteckt. Die grinsten satanisch. Es war still. Aus der Ferne kam Wiehern. Es waren Gongschläge. Die vielfältigen Gesichter schichteten sich zu einem einzig großartigen grauenvoll schönen gelben Gesicht.

Der Wagen hatte auf Duvals Wunsch gehalten. Die Blicke der beiden waren den seltsamen Bauwerken zugekehrt.

„Sehen Sie das Gesicht," schrie wie besessen Duval und ballte die Fäuste gegen die kühn aufstrebenden Pagoden. „Sehen Sie das gelbe Gesicht — das Gesicht Mister Y.s?!"

Aus Marin rief eine erstickende Stimme: „Y. —" Seine Augen starrten geisterhaft nach den Pagoden — und nach innen. „Ja — ich sehe," keuchte er, griff sich an den Kopf, schloß die Augen, riß sie wieder auf. War das Fata Morgana? Ging der heiße Wind, der sein Hirn leer brannte? Das Gesicht Y.s — war das nicht das Gesicht Mr. Smiths?!!

„Kennen Sie nun Y?" Duval hauchte bloß die Worte.

„Ja," kam die Antwort von Marins Lippen. „Aber ich kenne nicht allen das wesenlose Schemen Y., ich kenne auch den Menschen Y., in dem es sich repräsentiert." Er sprach mit erschreckender Ueberzeugung. Duval wagte kein Wort des Einwandes oder Zweifels.

Der Motor wurde angetrieben. Sein Rattern übertönte jeden Laut. Gegen Morgen ward die Fahrt beendet.

In Marin stand es fest: Der Kampf ist eröffnet.

*

Als er seine Wohnung betrat, fand er Lillian im festen Schlaf, lässig hingefallen auf dem Sofa.

Marin wollte sie berühren. Etwas ließ ihn ihr nicht näher kommen. Er besaß sie. Unter diesem Bewußtsein fühlte er sich stark. Durch sie hatte er Ueberlegenheit gewonnen. Dachte an Duval, dessen Empfindungen für diese Frau ihm so klar geworden waren. Hatte bloß ein ironisches Bedauern für den Mann. Glich sich nun mit ihm restlos aus. Küßte das schlafende Weib. Betrachtete lange ihr Antlitz, das an ein künstlerisch geformtes Wachsbild gemahnte. Welche verborgen gehaltenen Wünsche ihres Unterbewußtseins mochte sie jetz erleben, einzig allein durch den Willen zum Erleben? Er erinnerte sich an die Erzählung eines großen französischen Dichters: Ein Mann, der die geheimsten Gedanken der von ihm geliebten Frau wissen will, spaltet ihr mit einer Axt den Schädel, um sich so vollends in den Besitz ihres Gehirns zu setzen. Wahnsinn urteilte Marin. Irrsinnige Eifersucht. Ich liebe sie doch nicht. Aber immer deutlicher hob sich ein Gedanke aus der Wirrnis seines Kopfes ab. Er gedachte der Begegnung zwischen Lillian und Mr. Smith. Und er sah die Pagoden und das gelbe Gesicht Y.s.

Der Kampf ist eröffnet, hämmerte es wieder an seine Schläfen. Welcher Kampf? Und dem er noch vor Stunden so verständnislos gegenüber gestanden hatte, das begann sich nun vor ihm auszubreiten und überwältigend auf ihn zu wirken.

Y.!

Marin wollte Lillian wachrütteln. Besann sich, ließ davon ab. Er hatte den Kampf begonnen.

*

Es war der Juli des Jahres 1925. Tausende Bauern wanderten barfuß und zerlumpt hundert und aberhundert Meilen von ihren Dörfern nach der Stadt Kanton, wo die große Bauernkonferenz stattfand. Todmüde, ermattet, vollständig erschöpft kam diese Armee vor die Tore der Stadt. In den ausgemergelten bakkenknochigen Gesichtern klebte eine dicke Schicht von Schweiß und Schmutz. Die Füße waren zerschunden, wundgerieben und bluteten, die Hände schlenkerten kraftlos an den mageren Körpern. Das war das chinesische Volk, das das Fundament und die Kraft des neuen China werden sollte. Die Agrarrevolution, die Grundlage der sozialen Revolution.

Ungefähr zehn Minuten von Hwangpu entfernt, in einer der vielen seit Jahrhunderten übelriechenden Gassen, die so eng sind, daß man die Häuser auf dem Kopfe fühlt, lesen wir an einem Holzgebäude die Aufschrift „Hotel Kanton" in vier Sprachen. Zahlreiche, in allen Farben spielende Fähnchen schmücken auch hier das zwar niedere, aber sehr bizarr gestaltete Portal. Die „Hall", übereinander genagelte Bretter, bespannt mit buntem Papier und rissiger Seide. Einiges modernes Mobiliar täuscht über den Eindruck einer alten chinesischen Bude hinweg. Der Portier, eine Kreuzung zwischen einem kreolischen Matrosen und einer chinesischen Dirne, trägt ein Käppi, das er irgendeinmal einem Bankboy samt Geld abgenommen haben dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg